Ernst Burren : Mundart entlarvt?

Autor(en): **Ris, Roland**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Vierteljahresdruck des Vereins Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): **- (1978)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-961760

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

«Moderne» Mundartdichtung

Julian Dillier: Echt und unverputzt

Der Obwaldner Julian Dillier, als Rundfunkregisseur und Dramaturg bei Radio Basel tätig, sagte im Vorwort zu seinem ersten Gedichtbändchen «Gedanke, wo barfuess chemid» (1973): «Ich will mit meinen Gedichten keinen Unterschlupf bieten. Unterschlupf: gleichbedeutend mit heiler Heimat, satter Geborgenheit und harmloser Gemütlichkeit ... Warum ich Mundart schreibe: erstens, weil ich dabei unverbrauchtes Sprachmaterial verwenden, zweitens, weil ich mit dieser Sprache die Wahrheit unverputzt sagen kann, drittens, weil ich auf diese Weise aus dem Herzen keine Mördergrube machen muss... Mit der Mundart kann man nicht flunkern, nicht propagieren und auch nicht prahlen.»

Der neue Gedichtband «*Mändschä sind mängisch wie Gäärtä*», in Deutschland verlegt und ungewöhnlich ausgestattet, bestätigt, was er im Vorwort des früheren Bändchens sagt. Da heisst es z. B.:

Es Word
wo ellei schtaa blybd
wie ne Armegnessischä
uf em Dorfplatz,
cha mee wärt sy
as e schtaatsmännischi Red
mit Hurraa und klimmbimm.
(S. 27)

Oder: *Ich traim i dere Schpraach...*

Ich muess mich nid andersch aleggä,
wenn ich so redä.
Ich muess mich nid schträälä,
wenn ich so redä
und ich cha mit bluttä Fiässä
durs heech Gras und under d Lyt,
wenn ich so redä.
Muess nid scheen tue,
wenn ich ebbis gäärä ha.
Es tuets, wenn ich sägä:
Ich mag dich wool. Und
ich traim i dere Schpraach. (S. 8)

Dillier wehrt sich gegen die Wortinflation und Wortspielerei, wie man sie bei Nachahmern Kurt Martis und Ernst Eggimanns oft antrifft. So trägt ein Gedicht den Titel «Inflation». Immer wieder kommt er auf den Wert des Wortes zurück: «Scheeni Word ergänd nyd» und «Numä s Wort wertlich nää – da dra tänkt e käinä.»

Moderne Mundartlyrik ist keine Gefühlsmalerei, sie ist kritisch gegenüber unserer Zeit und dem Menschen. Angriffig ist auch Dillier, eigentlich eher gegen die Gleichgültigkeit, das Unmenschliche im Menschen; er ist auch nicht ideologisch befangen. Darum überzeugen seine Angriffe, auch, weil irgendwie, vielleicht nur in einer Zeile, das Humane durchbricht. Seine Gedichte, deren Themenkreis weit gespannt ist, muten oft wie Protokolle an, die aber die Hand des Könners verraten. Mit der üblichen Mundartlyrik haben Dilliers Gedichte nichts mehr gemeinsam. Sie sind in der freien Form und im Inhalt neu; sie sind keine Nachahmung Martis oder Eggimanns; sie sind durchaus original. Zweifellos gehört Dillier zu den wesentlichsten jüngeren Mundartlyrikern, die der Mundartdichtung zu Ansehen verhelfen und die auch die Literaturgeschichte zur Kenntnis nehmen muss, weil das Klischee «Heimatdichtung» hinfällig geworden ist.

Dr. J. M. Bächtold

Julian Dillier, Mändschä sind mängisch wie Gäärtä: Gedichte im Obwaldner Dialekt des Schweizerdeutschen. Mit einem Nachwort von Dieter Fringeli und Graphiken von Monika Dillier. Mit Schallplatte. Verlag J. P. Peter, Gebr. Holstein, Rothenburg ob der Tauber 1978. DM 19,80.

Ernst Burren: Mundart entlarvt?

Ernst Burren, 1944 im solothurnischen Oberdorf geboren, heute Lehrer in Bettlach (SO), lässt uns über seine schriftstellerischen Anfänge nicht im unklaren: In einem Interview mit H.-R. Fluck Ende 1973 bekennt er, nach einem Cabaret-Abend in Bern, wo Modern-Mundart-Gedichte von Kurt Marti und Ernst Eggimann dramatisiert worden seien, habe er noch in derselben Nacht ein Heft voll Mundart-Gedichte geschrieben. Eggimann habe ihn anschliessend entdeckt und «ins Geschäft eingeschleust». Betrachtet man die 1970 erschienenen Mundartverse *Derfür und derwider*, z. B.:

lue wo d schteisch
und wo d geisch
süsch weisch
wenn d gheisch
nid wo d ligsch (S. 21)

so wird man sofort an die beiden Berner erinnert, und fast scheint es, Eggimann hätte den Nachfolger zu Recht vor dem Vorwurf der Imitation bewahren müssen, wenn er in seinem Nachwort sich dagegen verwahrt, «Patente anzumelden». Aus unserer heutigen Sicht können wir Eggimanns Gespür für den Unterschied, der den Solothurner (trotz seiner fast bernischen Mundart) von ihm, dem Emmentaler, trennt, nicht genug bewundern: «Burrens Sprüche verraten einen rascheren, schalkhafteren Geist als man ihn... im behäbigen Emmental antrifft», und er bleibt näher bei seinem sprachlichen Ausgangsmaterial, den «Biertischworten und Bauernweisheiten», die er zwar ironisiert, aber weniger als Eggimann aus ihrem Kontext herauslöst. Seine spätere Absage an die «reine Sprachorganisation» und seine vermehrte

Zuwendung zu den hinter der Sprache liegenden «Denkschemen» verwundern deshalb nicht. Die Sprache verliert einen Teil ihrer Autonomie und wird wieder eingebettet in den Lebenskreis, aus dem sie stammt und den sie repräsentiert: Die Ironie liegt nicht mehr in der Sprache selbst, sondern im Kontrast, den erst der gewitzte Leser zwischen der ihm vertrauten Sprachwendung und den neuen Zusammenhängen, in die sie Burren verwickelt, mit Bestürzung oder mit Erheiterung herstellt.

Damit wird die Mundart nicht mehr – wie die ersten Modern-Mundart-Theoretiker meinten – als ein «Reservoir unverbrauchter Möglichkeiten» betrachtet, sondern eher als eine Ablagerungsstätte für festgeprägte Verhaltensnormen, gegen die wir uns nur behaupten können, wenn es uns gelingt, unseren eigenen Standpunkt – vielleicht sogar mittels der Hochsprache – zu begründen.

Burrens Weg als Schriftsteller zeigt diese Umkehr exemplarisch. Schon in seinen Mundartgeschichten «Scho wider Sunndig» (1971) versagt er sich die einfache Möglichkeit, durch satirische Überzeichnung seine Figuren sprachlich zu Fall zu bringen. Die «Grabred für e Schueupresidänt Fritz Herzig» lebt nicht allein von den in ihr angeführten Fakten einer «Repression» gegen unbotmässige Lehrer und ungezogene Schüler und nicht nur von dem in ihr mit Zurückhaltung gebrauchten autoritären Wortschatz. Ihre eigentliche Abgründigkeit zeigt sich im Alltäglichsten und scheinbar Unverfänglichsten, in der von der Dorfgemeinschaft offensichtlich geteilten Perspektive, dass der Schulpräsident für die Aufrechterhaltung der Ordnung *i sim Schueuhuus* zu sorgen habe, als ob es sich um seinen privaten Blumengarten handelte.

Burrens bisher umfangreichsten Text, *Dr Schtammgascht*, kann man sehr leicht als Exempel für den «täglichen Faschismus», für Hass gegen jeden Fremden und Andersdenkenden, für falsche Heimatliebe und politische Korrumpierbarkeit lesen und in Burren nur den ätzenden Entlarver von «reaktionären» Sprach- und Verhaltensweisen sehen. Eine solche Interpretation trifft nur die eine Seite, indem sie Burren unterstellt, er könnte und möchte sich über die Sprache des «Entlarvten» stellen und ihn von einem genau definierbaren Standpunkt aus denunzieren. Doch der Held ist weder ein Aussenseiter der Unterschicht noch ein Magnat auf seiten einer über die Bedürfnisse der Bevölkerung hinweg regierenden politischen Oberschicht. Der am Stammtisch weiterpolitisierende Gemeinderat befindet sich in voller Übereinstimmung mit seiner sozialen Umwelt. Sein Wirken war erfolgreich, «wüü i d Lüt ha kennt und d Lüt mi», «ha do chlei glost und dört chlei glost und plötzlech hets e Lösig gäh».

Der Stammgast verkörpert so den Durchschnittsschweizer, mit dem sich die Zuhörer bei Lesungen (nicht nur in Altersheimen) oft spontan identifizieren und über dessen Taten und Meinungen sie wohlwollend lachen. Nur von einem auf der andern Seite fixierten ideologischen Standpunkt aus könnte man sich anmassen, in dieser harmlos-humoristischen Rezeption einen letzten Zynismus unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse zu sehen und daraus die Konsequenz zu ziehen, solch «falsches Bewusstsein» müsste zerschlagen werden, indem man sein Vehikel, die Mundart, zerschlägt. Burren selbst bekennt freimütig, dass er sich ohne Schwierigkeiten in die Rolle seines Stammgastes versetzen konnte, ja, dass er dessen Sicht der Welt als ein Korrektiv seiner eigenen empfindet, dass seine Distanz zu der von ihm geschaffenen Figur eher die des Humoristen als die des Zynikers ist. Wer sich selbst die Frage stellt, warum er sich manchmal auch als Stammgast fühlt, warum er die von uns geschaffene Sprache unkritisch verwendet, der trägt mehr zu einer «Verbesserung des Verstandes» bei, als wer über den vermeintlich so andersartigen Stammgast herfällt und ihn mit dem Bannstrahl seiner Ideologiekritik vernichten will.

Burren hat uns mit seinem «Schtammgascht» einen gangbaren Weg gewiesen, das mit der Sprache zunächst einmal gegebene Mittel zur Weltbewältigung in uns bewusster wirksam werden zu lassen, unsere Reaktionen auf die Sprache zu testen und mit ihr auch uns selbst zu verändern. Wenn wir bei aller momentanen Beklemmung doch am Schluss schmunzeln, so deshalb, weil uns die Sprache nicht nur Abgründe eröffnet, sondern uns im Humor auch wieder die Möglichkeit bietet, diese sicher zu überbrücken. Ich wüsste kein Werk aus der jüngsten Mundartliteratur, das uns, ohne lehrerhaft zu sein, so viel lehren könnte. *Roland Ris*

Ernst Burren: Dr Schtammgascht. Erzählung. Zytglogge-Verlag, Bern 1977. 2. Auflage. Fr. 18.–

Jakob Stutz: bereits modern

Allenthalben heisst es, «moderne» Mundartdichtung, vor allem in der sogenannten Umgangssprache, setze etwa 1960 ein, in der deutschen Schweiz mit Kurt Martis «Rosa Loui». Man übersieht dabei, dass es gesprächsnahe Mundartdichtung bei uns schon im letzten Jahrhundert gegeben hat, z. B. das kleine Gesprächs-Gedicht des Zürchers Jakob Stutz (1801–1877):

De rych Öhri und de Wächter

A: De rych Öhri sei chrank!
B: Ach myn Gott, oh!
A: Der alt Wächter ischt chrank!
B: So. –––

(Aus: Bluemen us euserem Garte, Zürich 1942, S. 225) *Rudolf Trüb*